

### Dermisches.

Gingelandt. Daß in unserer Gegend die allehrwürdigen Namen „Johann, Jakob, Gottfried, Gottlieb, Hansjörg, Mathäus und Michele“ immer noch nicht ausgestorben sind, trotz der bedeutend schöner und „vornehmer“ sein sollenden (!?) Modenamen wie: „Eugen, Artur, Erwin, Walter u.“, zeigt ein Beispiel aus Ottenhausen, woselbst es am Montag abend um ein Uhr die das Spiel des Zufalls wollte, daß sich am Brunnen im Ort zuerst zwei, dann drei „Gottliebe“ gegenseitig mit ihrem ausgezeichneten Namen begrüßten. Daß es aber nicht bloß bei dem: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte“ blieb, ist es eben wert, daß es sogar im Amtsblatt veröffentlicht werde, denn bald waren es ihrer viere, fünf, sechs u. s. w., bis die Zahl von neun Gottlieb voll ward. In froher Laune, wie man darob war, beschloß man, dies schöne Zusammentreffen noch durch ein festes Zusammensitzen in der „Kante“ zu feiern und da ja auch die „Gottlieb“ kein volles, aber auch kein leeres Glas“ sehen mögen, so soll sich im kameradschaftlichen Verein mit den „Karl, Wilhelm, Friederle, Hannes und Jakob“, kurzum allgemein, bald ein feucht-fröhlicher Trunk daraus entwickelt haben, wobei auch ebenso bald, wie es im siederreichen Schwabenland einmal der Brauch, recht schöne Lieder in bekannnten Weisen gesungen worden sei, d. h. es soll ein jeder nicht schöner gelungen haben, als es eben konnte. Alles zusammen, sei es so schön gewesen, daß die „Gottlieb“ insgeheim ferner beschlossen haben sollen, alljährlich, wie dies heutzutage Mode ist, den Jahrestag ihres wunderbaren Zusammentreffens zu feiern, aber auch ihrem schönen Namen alle Ehre zu machen und ihn nicht aussterben zu lassen. — Also auf Ihr Mannen! 's gibt e Fest!

An der „Woche“ gestorben. Daß die Scherlsche „Woche“ zur Todesursache werden könnte, das hätte bis jetzt wohl niemand geglaubt, und doch ist dieser Fall in Göppingen vorgekommen. Vor kurzem erkrankte in der dortigen Heilanstalt ein Pflegling, der über Leibschmerzen klagte. Genaue ärztliche Untersuchung vermochte nicht eine Ursache festzustellen. Bereits am andern Tag starb der Erkrankte und wurde ärztlicherseits sezirt. Dabei ergab sich, wie der „Hohenst.“ berichtet, daß der Verstorbene ein vollständiges Exemplar der Scherlschen „Woche“ sich durch den After in den Mastdarm getrieben hatte und zwar so vollständig, daß äußerlich gar nichts mehr sichtbar war.

Saarburg, 10. Juli. Das Grab eines 36 Jahre lang vermißten Gefallenen von 1870 wurde, wie die „Frankf. Ztg.“ meldet, in dem lothringischen Dorfe Baronsweiler bei Großtünchen entdeckt. Der Mann Peters aus dem Kreise Lauenburg erhielt auf einem Patrouillenritt einen Schuß in den Unterleib und blieb in dem Dorfe in Privatpflege zurück. Er starb und wurde auf dem katholischen Kirchhofe beerdigt. Das bisher namenlose Grab konnte erst jetzt durch das Regiment ermittelt werden.

Bei einem heftigen Gewitter in Janowitz, Kreis Ratibor (Oberschlesien) schlug der Blitz in den First des Wittel'schen Hauses ein, nahm seinen Weg nach der Wohnstube, tötete die im Wochenbett liegende Frau W. und fuhr durch den Hausflur und Stall ins Freie. Das 14 Tage alte Kind der Wöchnerin, das sie bei sich hatte, blieb völlig unverletzt.

Ein beneidenswertes Städtchen ist Klingenberg am Main. Mindestens einmal in jedem Jahre versetzt eine Notiz über diesen Ort die Umlagenzahler der nicht so glücklichen Gemeinwesen Bayerns in eine neidische Stimmung. Gegenwärtig geht durch die Tagespresse die Nachricht, daß heuer jedem Bürger Klingenberg's 400 M. in bar aus dem Neugewinn des städtischen Tomverkes ausbezahlt werden. Gemeindefürsorge kennt man in Klingenberg überhaupt nicht. O, diese glücklichen Klingenger!

Eine interessante Ballon-Wettfahrt fand dieser Tage von den Anlagen des Aero-Klubs in Hanelagh an der Westgrenze Londons um den von der „Evening News“ gestifteten Preis (das aus Gold gearbeitete Modell eines Ballons, bei dem das Netz und die die Gondel haltenden Leine aus Silberfäden angefertigt waren) statt. An derselben beteiligten sich sieben Ballons mit einem Rauminhalte von 17.500 bis 50.000 Kubikfuß. Die meisten Luftschiffer führten noch zwei Passagiere mit sich und es befanden sich unter denselben auch einige Damen, so die Prinzessin von Teano, Frau Capper, Frau Moor-Brabazone und Frau Bucknall, welche die Fahrt mit ihrem Gatten und ihrem Sohn in dem Ballon „Enchantress“ mitmachte. Das Wetter war geradezu ideal und die Ballons wurden in Zwischenräumen von zwei Minuten steigen gelassen. Als Endziel der Reise war das Dorf Ingatestone, in der Nähe von Chelmsford in Essex, bestimmt, etwa 35 Kilometer von London, und wer demselben am nächsten kam, war der Sieger. Ein westlicher Wind führte die Ballons langsam von Westen nach Osten über ganz London und hunderttausende von Menschen standen in den Straßen

und in den Parks und namentlich auf Hampstead Heath, und beachteten das seltene und anziehende Schauspiel, sieben so große Ballons zu gleicher Zeit vorüberziehen zu sehen. Gleich nach dem Aufstieg der Ballons nahmen Scharen von Automobilen und Radfahrern die Wettfahrt auf, um bei der Landung anwesend zu sein, was jedoch, so viel bekannt, niemanden gelungen ist. Den Preis gewann der Ballon „Dolce far Niente“ unter Führung des Hrn. Frank H. Butler, den Oberst und Frau Capper als Passagiere begleiteten. Die Landung erfolgte glatt in der Nähe des Dorfes Orsett, 14 Kilometer von Ingatestone entfernt, der nächste Punkt, der vom Ziele entfernt erreicht worden war. Dr. Bucknall landete in der „Enchantress“ mit seiner Frau und seinem Sohn in dem Gipfel einer großen Ulme und es bedurfte der Mithilfe der rasch herbeigeeilten braven Landleute, um glücklich die terra firma zu erreichen. Alle anderen Ballons landeten glatt.

Armer Gewinner. In Saarburg wird zurzeit die verhängnisvolle Geschichte eines Lotterieloses viel besprochen. Ein dortiger Einwohner hatte von einem bekannten Meher Lotterie-Kollekteur ein halbes Los der Trierer Dombau-Lotterie bezogen und diesen Schatz sorgfältig aufbewahrt, sowie des Loses Nummer genau notiert. Nach erfolgter Ziehung bekam der Losbesitzer eine Ziehungsliste zur Hand, aus der er erfuhr, daß sein Los leer ausgegangen, auf welche Enttäuschung hin der Zettel als wertlos in den Papierkorb wanderte. Einige Tage nachher kam nun die richtige gültige Ziehungsliste, und siehe da, das betreffende Los hatte 100.000 M. gewonnen. Selbstverständlich wurden nun nach dem weggeworfenen Lose die eifrigsten Nachforschungen angestellt, leider aber erfolglos. Es war und blieb verschwunden. Während nun der Besitzer des anderen halben Loses seinen Gewinn bereits einheimen konnte, ging der andere Gewinner leer aus. Alle bis jetzt von diesem gemachten Anstrengungen, die ihm nach seiner Meinung zustehenden 50.000 M. zu erhalten, sind bis jetzt fruchtlos geblieben. Weiß jemand Mittel und Wege anzugeben, auf die hin dem Manne zu seinem Gelde verholfen werden könnte? — Die Exped. d. Enzt. bezieht die Lotterielose jeweils nur von der Generalagentur, welche ihrerseits auf der Nota die Zahl der Lose von . . . bis . . . bezeichnen, und in der Verkaufsstelle der Exped. selbst werden die Namen der Loskäufer bei der betr. Nr. notiert, so daß beim Verlust oder der Verstümmelung genau der Nachweis erbracht werden kann, ob und von wem das betr. Los gekauft worden ist. In vor-

### Reisebilder aus den Alpen.

Von W. F. \*) (Nachdruck verboten.)

#### 1. In Oberammergau.

Wenn man von den Königsschlössern im bayerischen Hochland nach Oberammergau pilgert, vollzieht sich im Gemüt des fühlenden Menschen ein gewaltiger Stimmungswechsel. Auch wir konnten uns dieser Wandlung nicht entziehen. Hinter uns eine erdrückende weltliche Pracht und Herrlichkeit, ein märchenhafter Prunk und Glanz, der raffinierteste Luxus, den ein Menschengehirn ausdenken vermag; vor uns das Passionspielendorf, der Schauplatz jener heiligen Darstellungen, die unser Inneres bis in seine tiefsten Tiefen aufzuwählen vermögen. Mit jedem Schritt wird die Seele stärker ergriffen von den Erinnerungen an den, der nichts hatte, da er sein Haupt hinlegte.

In gespanntester Erwartung biegen wir beim Kloster Ettal ins liebliche Ammergau ein, begrüßt von dem eigentümlich geformten Kopfe des Kofels, des Wahrzeichens von Oberammergau, mit seinem in der Sonne funkelnden Kreuz. Uns ist, als beträten wir heiliges Land. Bald taucht der Kirch-

turm mit seinem schönen Kuppeldach auf. Näher und näher rückt das deutsche Golgatha. Heilige Schauer erfassen uns. Drüben auf dem Osterbühl, Dorf und Tal überragend, ein Riesen-Monument aus gelblichem Sandstein: Jesus am Kreuz, zu seinen Füßen Maria und Johannes, ein Geschenk König Ludwigs II. für „seine kunststimmigen, den Sitten der Väter treuen“ Oberammergauer.

Jetzt sind wir dem Ort ganz nahe gekommen. Und wiederum machen wir einen Stimmungswechsel durch. Denn was wir erblicken, ist nicht ein halberfallenes Nazareth oder Bethlehem, sondern ein moderner Kurort. Im Vordergrund das kolette Hillernschlößchen im zierlichsten Hochlandstil, der Wohnsitz der Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern. Links das maurische Schlößchen des König Ludwigs II.; da und dort hübsche, schloßartige Villen. Jetzt die neuere, breite Dorfstraße, hell und sauber, die Häuser im Blumen Schmuck des Gebirglers, ein einladendes, trauliches Bild. Dann das ältere Dorf selbst mit seinen krummen, unregelmäßig verlaufenden Straßen, die Häuser auseinandergerückt, Licht und Luft einlassend, darunter zum Teil wahre Riesenbauten, nicht wenige mit religiösen Fresken prächtig geschmückt, dazwischen schöne Fiergärten.

Immer belebter werden die Gassen und Plätze: deutsche Touristen, vornehme Kurgäste, bewegliche Oberammergauer und vierschrötige Bergbewohner in ihren Trachten wogen bunt durcheinander. Häufig schlagen französische und englische Laute an unser Ohr. Ein fast großstädtischer Verkehr entwickelt

sich vor dem Hotel Wittelsbach und bei der Post. Equipage um Equipage rollt vom Bahnhof her und wieder hin. Dort ein Herr im schwarzen Gehrock, den blanken Zylinder auf dem dunklen herabfallenden Haar, taubengraue Glaces an den Händen, eines Hauptes länger dem alles Volk, der „Riese Goliath!“ Mit größter Liebeshwürdigkeit waltet er seines Amtes, den Fremden Wege zu weisen und Türen zu zeigen. Und so sind sie alle: freundlich und zuvorkommend im Verkehr mit ihren Gästen, jedem Wanderer ein herzliches „Grüß Gott!“ zrusend. Ein eigenes Völkchen! Nicht von der derben Unwüchsigkeit der anderen Gebirgler, sondern ein munteres Künstlervölkchen, mehr Städter als Bauer in Kleidung, Haltung und Benehmen, einzelne wahre Aristokraten in Figur und Auftreten. Das ist die Frucht des Jahrhunderts langen Umgangs mit der Außenwelt, mit gebildeten Fremden, die Frucht ihrer Beschäftigung als Kunstschmüher und als Darsteller biblischer Helden. Als solche tragen die Knaben und Männer jahraus jahrein die langen, wallenden Lockenhaare.

Wir kommen an das andere Ende des Dorfes. Da steht die große Spielhalle, die zur letzten Auf-führung des Passionsspiels im Jahre 1900 erbaut worden ist. Die Zuschauerhalle hat 4200 Sitzplätze, lauter nummerierte Klappstühle. Welches Vertrauen die Oberammergauer in ihre künstlerischen Leistungen setzen und welcher Gemeinssinn den ganzen Ort be-jeet, das beweist die Erbauung dieses kolossalen Theaters. 240 Bürger haben im Voraus eine Ge-

\*) Aus der Feder des hier in manchen Kreisen noch bekannten Lehrers und Schriftstellers Wilhelm Feil in Boßingen a. Enz bringen wir eine Reihe von Reisebildern aus den Alpen, von denen wir hoffen dürfen, daß sie auch bei den Lesern des Enztälers lebhaftem Interesse begegnen werden.





liegendem Fall hätte dies Verfahren dem unglücklichen Verkäufer wenigstens den Beweis erbringen können, daß er tatsächlich Besitzer des Loses war.

Eine halbe Million gewonnen. Nach der letzten Ziehung der französischen Preßlotterie wurde einer der Hauptgewinne im Betrage von einer halben Million Frank von dem glücklichen Spieler nicht abgeholt. Monatelang glaubte man, das Los sei verloren gegangen. Jetzt hat sich der Gewinner endlich gemeldet, und es war nicht seine Schuld, daß er es so spät tat. Er wohnt nämlich mitten im indischen Ozean, in Port-Louis auf St. Mauritius. Erst fünfundsiebzig Tage nach der Ziehung erfährt er von seinem Glück. Es ist ein Apothekergehilfe. Augenblicklich befindet er sich auf dem Wege nach Europa, um seinen Gewinn zu beheben.

Schützenkunst und Schützenfest stehen beinahe im höchsten Schwelgerlande in hoher Blüte. Nach der „Schweizer Schützenzeitung“ feiert man in diesem Jahr von Mai bis September im Inlande in nicht weniger als 220 Festtagen 43 Schützenfeste, 5 größere Feste des Auslandes werden ebenfalls von hier aus besucht. Die Unkosten der inländischen Feste schätzt man auf 3 Millionen, für „Beste“ (Preise) werden 1,5 Millionen verausgabt, so daß jeder Festtag auf ungefähr 20.000 Fr. zu stehen kommt. Die Unsumme des Erwerbsverlustes läßt sich nicht einmal annähernd feststellen. Die Schweiz ist aber einmal das Land der Feste, „the playground of Europe“ (Der Spielplatz Europas), wie die Engländer sagen; leider wird da oft, obwohl für Fremde als für Einheimische, „die Wohlthat zur Plage“.

Das Telephon als Ersatz des Kellners. Während der Fernsprechbetrieb bei uns in Europa noch erheblich verbesserungsbedürftig erscheint, und z. B. in Berlin gegenwärtig eine wahrhaft himelsschreiende „Telephonmisere“ herrscht, kommt über den Ozean eine Kunde nach der anderen davon, wie die Amerikaner bestrebt sind, das Telephon praktischer zu gestalten und ihm eine immer mannigfachere Verwendung sichern. Das allerneueste in dieser Beziehung hat der Eigentümer eines eleganten Restaurants in New-York geleistet. Auf jedem einzelnen Tische seines Speisesaales steht nämlich ein Miniatur-Telephon für seine Gäste bereit. Sie können also, ohne aufzustehen und ihre Mahlzeit zu unterbrechen, sich telephonisch unterhalten, mit wem sie wollen. Das ist aber nur in zweiter Linie der Zweck der Einrichtung. Diese soll vielmehr dem Gaste hauptsächlich dazu dienen, dem Kellner seine Wünsche mitzuteilen. Die Kellner halten sich daher, was gewiß für beide Teile eine große Annehmlichkeit ist, nicht ständig im Speisesaal auf, sondern betreten ihn nur, um das Geforderte zu bringen, und verschwinden dann sofort wieder, um neuer telephonischer Befehle draußen gewärtig zu sein. — Wie man sieht, ist damit das „Tischlein-deck-Dich“ des Märchens beinahe schon erreicht.

(Was kostet ein Stiergefecht?) Der Madrider Berichterstatter der „Köln. Ztg.“ schreibt: Nach Ju-

meindenschuld von 330.000 M. auf sich genommen; die Gesamtausgaben haben aber 472.000 M. betragen. Denn auch die vielen hundert Kostüme mußten erneuert oder chemisch gereinigt werden. Angefertigt werden sie in Oberammergau selbst, und die Bewohner verdienen auch nach dieser Seite hin unsere volle Bewunderung.

Bekanntlich finden die weltberühmten Passionsspiele nur alle 10 Jahre statt. Im letzten Sommer, einem Fünferjahrgang, wurde erstmals wieder seit 1875 ein anderes geistliches Stück, die Kreuzschule, eingeschoben. Wer aber glaubt, daß diese Bildschnitzer, Holzarbeiter und Bauern nur alle 5 oder gar nur alle 10 Jahre ein Schauspiel einstudieren, der ist in einem großen Irrtum befangen. Das würde auch die hohe künstlerische Reife der Mitwirkenden und die Vollkommenheit der Darstellung nicht erklären. Nein! die Oberammergauer führen schon seit Jahrhunderten jedes Jahr unter sich geistige Spiele auf. Mir wurde erzählt, daß beim letzten Passionspiel die Bilder der Maria nicht besonders „gegangen“ seien, weil ihr Spiel nicht ganz auf der Höhe gewesen sei, denn sie habe sich vorher bei den anderen Aufführungen zu wenig beteiligt.

Die sogenannten „Kreuzschule“ ist außer dem Passionspiel das herorragendste Stück ihres Repertoires. Es werden Szenen aus dem alten Testamente, namentlich aus dem Leben Sauls und Davids geboten, die vorbildlich sind für die Leidensgeschichte. Aus dieser selbst werden die dazu gehörigen Begebenheiten als lebende Bilder gestellt. Zwischen Akt und Bild tritt der Chor auf, aus dessen Mitte

schriften aus Deutschland scheinen sich gewisse Leute dort mit dem Plan zu tragen, einen Versuch mit einem echten spanischen Stiergefecht zu machen, eine Absicht gegen die von vornherein Einspruch erhoben werden müßte, wenn nicht glücklicherweise der Geldpunkt schon die Sache erschwerete oder gar unmöglich machte. Ueber die Unkosten, die ein solches Unternehmen selbst hier in Spanien verursacht, machen sich viele ganz falsche Begriffe; daher das Staunen der meisten Fremden über die hohen Eintrittspreise. Es seien deshalb hier einmal einige Ziffern wiedergegeben, die sich bei einer Wohltätigkeitscorrida zum Besten der Unterstützungskasse der Madrider Presse ergaben, wobei manches sicherlich noch niedriger als sonst üblich angelegt ist. Für acht Stiere aus der Züchterei des Marques del Saltillo wurden bezahlt 16.000 Pesetas, für Einfangen und Versand der Stiere 1000 Pesetas, für Futter 500 Pesetas, für Pferde 4000 Pesetas, an die Angestellten der Arena 300 Pesetas, für Banderillas und Devisen 100 Pesetas, für das ärztliche Gutachten über die Stiere 100 Pesetas, für Eintrittskarten, Programme und Anschlagzettel 600 Pesetas, für Musik und Polizeiaufsicht 400 Pesetas, für Kommission beim Verkauf der Eintrittskarten 1100 Pesetas, für Unkosten der Abordnung, die die Stiere aussuchte, 1000 Pesetas, für kleine Unkosten 400 Pesetas, an die vier Matadore und ihre Cuadrillas 17.000 Pesetas, an Steuer 14.500 Pesetas, zusammen also 57.000 Pesetas, eine Summe, worin die Tilgung der hohen Pacht für die Plaza, die der Unternehmer sonst natürlich in Anrechnung stellen muß, noch gar nicht inbegriffen ist. Rechnet man dazu die Reise- und Transportkosten für Vorstellungen im Ausland, so wird man hoffentlich in Deutschland immer von diesem blutigen Schauspiel verschont bleiben, denn es müßten schon etwa 100.000 Franken, bevor der erste Trompetenstoß ertönt, eingegangen sein, wenn sich die Sache rentieren soll, ganz abgesehen von der Platzfrage.

(Glücklich, wer auf Freiersfüßen — reist!) Die Kanadische Pacific Eisenbahn versteht, wie man schreibt, die Kolonisten im nordwestlichen Teile des Landes mit freien Eisenbahnbillets, falls sie eine Reise im Lande machen, um eine Frau zu finden.

Ueber das Badesleben in der guten alten Zeit besitzt das „Baseler Archiv“ Aufzeichnungen aus dem Jahre 1764. In den „Baad- und Auführungsregeln des Gesund- und Heilbaads Schauenberg“ heißt es: „Des Morgens von 7 bis 8 Uhr sollen sämtliche Baad-Gäste mit ihren Curen, als besonders Thee, Caffee, Chocolate, Wein-Waren, Saurbrunnen, Kraut- und Platten-Wurst, Butter-schnitten, und was dergleichen mehr ist, in dem großen Saal sich einfänden. Von 8 bis 9 Uhr geht man in das Baad; von 9 bis 10 Uhr ist zum Ausdünsten und Anziehung säuberlicher Kleider bestimmt. Die, so nicht in das Baad gehen, sollen sich während diesen zwei Stunden still, ehrbar und bescheiden auführen und mit etwas Nützlichem sich beschäftigen. Von 10 bis 12 Uhr ist zum Spazieren, bei schönem Wetter, und beim Regen zum spielen, konversieren

der Sprecher, welcher den verbindenden Text zum Vortrag bringt, besonders hervorrangt.

Mittags um 1/2 Uhr verkünden Böllerschüsse den Anfang der Vorstellung. Wir suchen rasch unsere Plätze auf, die unsere Wirtin schon tags zuvor besorgt hat und die sehr günstig ziemlich weit vorne liegen. Vor uns haben wir, getrennt vom Zuschauerraum, die Spielhalle. Zwischen dieser und der Zuschauerkante spannt der Himmel seinen blauen Bogen über die eigentliche Bühne aus.

Was soll ich über die Aufführung selbst sagen? Es ist mir nicht möglich, auch nur ein halbwegs entsprechendes Bild davon zu zeichnen. Beim Eintritt wird das Auge zunächst gefangen genommen von den ungeheuren Dimensionen der Räume. Dann fesselt uns die Pracht der Kostüme, und dann staunen wir über das Massenaufgebot von Darstellern. Das ganze Dorf spielt mit! Und endlich die meisterhaften Darbietungen selbst! Mit welcher Ungezwungenheit, mit welcher täuschender Lebenswahrheit sich diese Leute auf der Bühne bewegen! Man sieht, daß sie da zuhause sind. Wie rührend ist dieser junge Hirte David, ein Schiller-Profil, in seinem frommen Eifer, seiner glühenden Vaterlandsiebe! Wie erschütternd wirkt dieser in seinen Regierungshandlungen gelähmte bedauernswerte Saul, auch im Wahnsinn noch jeder Zoll ein König! Eine überaus schwierige Rolle.

Dann die lebenden Bilder aus dem neuen Testamente mit der großen Zahl von Darstellern. Kein Finger regt sich, kein Härchen bewegt sich. Wir sitzen ja ganz vorn, müssen uns aber erst durch das Glas überzeugen, daß wir Menschen von Fleisch

und anderen unschuldigen (!) Belustigungen gewidmet. 12 bis 1 Uhr Mittag-Essen, doch sollte auf eine Viertelstunde mehr oder weniger nicht ankommen. 1 bis 2 Uhr zum Caffee, wer aber keinen nicht trinkt, mag sich indessen mit etwas anders erquicken, doch ist in dieser Stunde Chocolate gänzlich verboten. 2 bis 3 Uhr allgemeine Conversation. 3 bis 4 Uhr in das Baad. 4 bis 5 Uhr in das Bett, und nach Belieben zu gebrauchen. 5 bis 8 Uhr, zu einem Spaziergang vor die ganze Gesellschaft, wann aber wider alles Erwarten ein Regen einfiel, so könnte aus Desperation gespielt werden. Von 8 bis 9 Uhr zum Nacht-Essen, von 9 bis 11 Uhr, wäre entweder der Tag mit einem Ehren-Tänzelein oder einer anderen angemessenen Ergötzlichkeit zu beschließen. Um 11 Uhr sollen alle und jede sich in das Bett versetzen, und eine allgemeine Stille beginnen, besonders wenn sich jemand unter den Baad-Gästen nicht wohl befinden thäte. Alle Ohrenbläser und Sönderling sollen gänzlich von hinnen verbannisiert sein, es seye dann, daß sie Besserung versprechen. Und endlich weilen der ganzen Ehrenkompagnie daran gelegen, daß sie weder Nachzeit noch an der Tafel durch Hände nicht beunruhigt werden, also solle ein jeder Ehren-Gast, welcher solcher Thieren mitbringe, gehalten seyn, selbige an gehörigem Ort verwahren zu lassen.“ — Wer sich gegen diese Gesetze vergeht, wird mit Strafe belegt: „Was die Strafe dieser Ordnung anbelangt, so könnte der Uebertreter derselben an Geldt, das Frauenzimmer aber am Leib abgestraft werden, welches aber bittlichermaßen der Ehren-Compagnie zur Decision überlassen wird.“

(Der Name seiner Frau.) Zum Pfarrer eines abgelegenen Dorfes des Berner Oberlandes kommt — so erzählt man — ein Bauer, um seinen Erstgeborenen zur Taufe einschreiben zu lassen. Fragt der Herr Pfarrer: „Wie soll der Knabe heißen?“ — Antwort: „Johannes!“ — „Und Ihr, der Vater?“ — „Hans Gerber.“ — „Wie heißt Euere Frau?“ — „Hansens Katrine, „Trinis“ sag i.“ — „Ja, ja, das ist ihr Uebername, Hans heißt ihr alle, das Bübeli. Ihr, der Vater Eurer Frau usw.; ich sollte den richtigen Familiennamen — Eurer Frau wissen.“ — „Ja, Herr Pfarrer, ich weiß keinen andern.“ — „Nun, bestimmt Euch doch.“ — Langes, nachdenkliches Schweigen. — Endlich — ein rettender Gedanke: „Der Hansli (der Krämer) muß es wissen.“ Also zum Krämer: „Du, Hansli: da drüben wollen sie schon alles wissen, wie hieß früher meine Frau?“ — Zum Glück weiß es der Krämer. . .

#### Buchstabenrätsel.

Mit a, so sprach die Rätseltante  
Sind's liebe, weibliche Verwandte.  
Mit e mach't's mir die Stube rein,  
Mit u dringt's tief ins Land hinein.

#### Auflösung des Rätsels in Nr. 109.

Ein. (Einband, Einwand, Einladung, Einkommen, Einfall, Einbuße, Eindruck, Einleitung, Einbildung.)

und Blut und keine Wachsputzen vor uns haben.

Der Vorhang fällt, die Szene wechselt. Von rechts und links schreiten sie daher, die Sänger und die Sängerinnen des Chores, in würdevoll angemessenem Schritt und stellen sich in langer Reihe über die ganze Breite der Bühne auf. Prächtige Männergestalten, liebliche Mädchen, alle in langen, faltigen Gewändern, den goldbenen Stirnreif im wallenden Haar. Eine gedämpfte Musik begleitet die schlichten, ergreifenden Gesänge. Lautlos, mit angehaltenem Atem, lauscht die tausendköpfige Menge, viele zu Tränen gerührt.

Das Spiel ist zu Ende. Ernst und schweigend verlassen wir die heiligen Hallen. Ein festlicher Glanz liegt über den Straßen Oberammergaus; die Abendsonne verguldet die Zinnen der schmucken Häuser. Vor den Schaufenstern staut sich die Menge; jedes will noch irgend ein Andenken mitnehmen. Am dichtesten ist das Gedränge vor dem prächtigen Hause mit dem großen Laden des Christusdarstellers, des Hofnermeisters Anton Lang. Man will ihn, dem man soeben am Kreuze sein Mitleid gesendet, sehen in seiner bürgerlichen Dantierung, man will ein paar Worte mit ihm wechseln. Man sucht sich irgend einen Gegenstand zum Kaufe aus und wäre es auch nur eine Ansichtskarte mit seinem charakteristischen Christuskopf.

Dann aber heißt es Abschied nehmen von diesem edlen Menschenknecht, den man lieben muß, wenn man einmal mit ihm verkehrt hat, und wehmütigen Herzens verlassen wir den festlichen Ort, ihm zurufend: „Auf Wiedersehen in 5 Jahren!“